

Urahnens Gedenken.

Eine Erinnerung an die Zeit der Befreiungskriege. Von Käthe Damm.

Wir sind diesmal wieder alle zum Weihnachtsfest und zum neuen Jahr auf Pettenhagen versammelt gewesen. alle Haders — so eine Art Familien- tag! Wir sind auch alle gern gekommen, denn es seit unserm Kinderjahre nicht anders, als es uns überhaupt unmöglich schien, Weihnach- ten anderswo zu verbringen! Die Ha- ders, auch die angeheirateten, fügten sich der Liebesfeier und — der Viel- tät, die sie alle Jahre um die greise Familienälteste schart, die nun das 83. Lebensjahr vollendet hat. Wenn Großmutter, die Urentel auf den Knien liegt, nicht mehr ist, dann wird auch wohl diese Weis- nachtsverleumdung aufhören. Bruder Selmuhs' junge Frau, die darauf hält, eine moderne Frau zu sein, er- läßt sie für Familienimpet. Gitta, die eigentlich Auguste heißt, ist als Konzertfängerin international, ist Kosmopolitin geworden; sie versucht es auch jetzt, Helmuhs, den streit- baren Rechtsanwalt, von den weis- nachtslichen Besuchen auf Pettenhagen zurückzuführen, fand die alte Feier mit Tannendorn, Geschenken, Ge- teufelung, Kindererzählungen, Almosen, überlebt und wollte lieber nach St. Moritz, oder wenn Helmuhs nicht so weit reiten wollte, wenigstens nach dem Wiesengraben oder nach Thüringen, um zu rodeln. Selmuhs aber ließ sich — er verlor seiner angebeteten Frau sonst keinen erfüllbaren Wunsch — „Solange ein Haders auf Pet- tenhagen sitzt, wird Weihnachten dort gefeiert.“

Gitta schloß sich, als sie am Morgen des Heiligabend kam, zuerst in ihre frohliche Schwärze, aber in der warmen, wohligen Atmosphäre von Pettenhagen, die jedem Freiheit- gemüth muß man zu aufstehen. Vater hatte geschrieben, daß er die- sesmal auch etwas „Besonderes“ für uns habe, wir waren alle gespannt darauf. Als wir fragten, verträufelte er uns auf den Abend des Neujahr- tages, des ersten Tages von 1913. Denn Weihnachten und der Silvester- abend gehörten dort nach altem Brauch auch den Kindern. Und dieses Besondere sollte für uns Erwachsene sein.

Gitta wollte es wieder mit dem freundlichen Spott versuchen, den sie oft für die Familie ihres Mannes bereitet hat, wenn es sich um Traditi- on und Viel- tät handelt, diese beiden Worte, die unklar über dem Schloß von Pettenhagen stehen. Sie hat sie aus ihrem modernen Wörterbuch geschrien und besapfelt, es lebe sie so ohne sie viel bequemer, besser, harmonischer. Dabei lag sie auf der anderen Seite oft, daß sie eine komplizierte Natur sei.

Es war so natürlich, daß man am Neujahrabend, als wie so recht ge- müthlich im Familienzimmer saßen, Großmutter lebhaft und frischen Geistes, wie immer, mitten unter uns, der großen Zeit von vor hundert Jahren gedachte. Gitta sagte: „Ja, die Zeit von vor hundert Jahren läßt jetzt den meisten Menschen gar keine Ruhe; nun sucht ihr nur auch noch herum, oder ihr nicht irgendwo etwas findet, noch etwas Greifbares, Fäßbares, von An- no dajamal, ob nicht ein Haders oder ein Verpflüchter auch als blutjunger Kämpfer, am liebsten als freiwilliger Jäger, mitzog in den Krieg, und eine Haders' Jungfrau ihre blonden oder braunen Haare opferte, ob hier in Pettenhagen die Franzosen oder Rus- sen sich einquartierten, oder ob im Keller irgendwo noch der eingemau- erte Schatz liegt.“

Helmuhs sah seine Frau etwas mißbilligend an, das tut er sonst nie, aber sie sagte, es bemerkend: „Ruh' mich nur reden, wie mir der Schnal geschwungen ist — ich konsta- tiere nur, daß bei euch Haders alles immer so furchtbar forreht war, alle Frauen so glücklich mit ihrem Mannern und alle Kinder so brav.“ — So etwas wie ein Roman ist hier nicht passiert, und irgendwelche Lei- denchaften haben weder die männli- chen, noch die weiblichen Haders ge- wußt. Deshalb auch all diese urver- nünftige Korrektheit.“

Vater überhörte den Spott, der durch der Schwiegermutter Worte klang. „Du bist sehr klug, Gitta,“ sprach er ernst, aber mit der Güte, die seinem Wesen so unverkennbar eigen ist, jedoch glaube mir, daß das Leben der Haders nicht so gleich- mütig und, wie du wohl eigentlich meinst, langweilig war. Die Zeit war eine andere, deshalb waren auch die Sorgen in gewisser Art andere; aber die persönlichen Sorgen und Än- de, ebenso die Leidenschaften und Kämpfe um des Herzens Glück und Frieden sind auch den Haders nicht erspart ge- blieben. Sie waren eben andere Le- benskämpfer, als man sie heut findet, aber sie haben eben immer mutvoll den Kampf auf sich genommen, sind ihm nie aus dem Wege gegangen, in- dem sie nur dem eigenen Willen fol- gen, gleichgültig, woher er sie führte. Es ist ganz gut, wenn die Nachkom- men wissen, daß auch sie nur durch tapfern Kampf zum Siege und zum Frieden kamen.“

Vater war aufgestanden und an den alten Schreibtisch getreten, der schon seit so unendlichen Zeiten am Fenster seinen Platz hat, und es war eine fast feierliche Stille, die selbst nicht ein leises Wort Gittas unter- broch, als er ein Buch dort aufschloß und mit einem alimodisch verschlossenen, mittelgrohen Kästchen wiederkam, wie solche ja vor hundert Jahren Mode waren, von rotem Maroquin- leder mit schmalen Goldbändern. Ueber dem Kästchen war ein breiter Papier- streifen befestigt, der ein Siegel mit dem Haders'schen Sternemappen trug. Auf dem stand in altmodischen Schriftzügen in schon leicht verblä- bter Tinte: „Meine Erben und Nachkommen sollen am Neujahrstage 1913 dieses Kästchen öffnen. Nicht eher.“ — Am 16. Juni 1871. — Vik- toria von Haders.“

Es ist etwas Merkwürdiges um solch alte, verbliebene Schriftzüge, die eine warme Hand schrieb, welche nun schon so lange Jahre von aller Arbeit ruht — zu Staub zerfallen ist. Was sie da schrieb, das ist ein lebendiger Gruß, das ist etwas, was der Geist gedocht, das Herz gefühlt hat, und solch ein Gruß muß den Weg finden zu den Herzen der Le- benden.

Vater nahm aus dem verriegelten Eisenbehälter, der am Griff hing, den Schlüssel und schloß das Kästchen auf. Welche verschiedene Gedanken gingen dabei wohl durch den Sinn der Versammelten! Was war in dem Käst- chen? Etwas noch ein besonderer Schatz, ein besonderes Kleinod?

Wieder — in Selbigen Augen ge- hüllt, lag da ein kleiner, anscheinend harter Gegenstand oben auf. Vater nahm ihn und schlug leicht das Pa- pier auseinander. Zwei zusammen- geschweißte eiserne Trauringe kamen zum Vorschein, und Vater las halb- laut die Aufschrift: „Gold gab ich für Eisen.“

„Wußtest du, Mutter, daß deine Schwiegermutter Eisenringe hatte?“, fragte Vater die Grefin, deren zit- ternde weisse Hände die Ringe jetzt hielten.

„Nein — Mutter hat nie davon gesprochen. Es können auch nicht ihre und Haders' Trauringe sein; denn Mutter hat Walle Haders erst im Jahre 1815, als er aus dem Feld- zug kam, geheiratet.“

„Also sind es die Ringe ihrer kur- zen ersten Ehe“, bestätigte Vater. Großmutter blinzelte lächelnd die Ringe an; dabei sagte sie: „Meine Schwiegermutter Viktoria Haders war eine seltene Frau. Immer gü- tig, immer sanft, immer still, immer verständnisvoll. Deshalb verehrten und liebten sie die Leute, die sie kannten, deshalb schätzten und liebten wir sie. Nie war sie herrisch, hart oder taub, auch in den schlimmsten Nöten wußte sie Trost, suchte sie Rat zu schaffen. Immer stand sie mit weiser Ruhe über des Tages kleinen und kleinsten Sorgen und Begebenheiten. Was ihr der Lauf der Jahre brachte — sie ist vierundachtzig Jahre alt gewor- den — trug sie mit Würde und Stolz. Ich habe nie gesehen, daß sie ratlos, mühsam war, daß sie klagte, im Gegenteil, sie wußte denen, die Rat von ihr erbat, zu raten, wußte jene, welche trübselig waren, zu trö- sten. Meinem Manne war sie die treueste, verständnisvollste Mutter.“

Von ihren Jugendjahren sprach sie nicht gern, und ihres Lebens bitter- ster Kummer war ihr verschollener Sohn aus der ersten Ehe. Inzwischen auch diesen Kummer hat sie stolz und groß und ohne Klage getragen. Ober- flächliche Menschen, die das Herz selbst auf der Junge tragen und das auch gern an anderen beobachten, haben sie auch wohl hart und gefühllos gescholten, jedoch auch über solch kleinlichen Urteile war sie emporeg- wachen. Als ich ihre einmal — ich verehrte meine Schwiegermutter sehr — fragte, wie ich ihre Größe und Ruhe bewundere, und daß ich sie darum beneiden möchte, erwiderte sie: „Meine Ruhe ist mir nicht in den Schoß gefallen, ich bin nicht von Na- tur ein ruhiges Gemüth, ich habe auch ausgebeugt gegen des Lebens Mühe — ich habe bitter kämpfen müssen um dieses Gut, das mir für die Höhe und den Abend meines Lebens wur- de.“

Vater hatte inzwischen ein kleines, schlichtes Gefäß im blauen Umfalg aus dem Kasten genommen. Auf der weißen Etikette stand: „Lebensnot und Lebensfrieden.“ Unwillkürlich rüdten wir enger um den Tisch, selbst Gitta hatte keine fragende Bemerkung bereit, und unserer ohne Worte ge- gebenen Bitte nachkommend, las Vater aus den Blättern vor: „Pettenhagen, am 16. Juni 1871. „Heut gehen die streitbaren Truppen in Berlin ein, das nun aus Preu- ßens oft belästelter kleiner Residenz zur Reichshauptstadt wird. Ich muß dabei an die Zeit vor-nunmehr fast sechs Jahrzehnten denken, als die streitbaren Preußen aus Paris heim- kehrten. Und da werde ich daran er- innert, daß die Schatten des Lebens- abends immer länger werden, daß die Nacht bald kommt. Deshalb möchte ich so manchen, noch Ihr, meine teu- ren Kinder, noch nicht wißt, aus dem Leben Guter Mutter,“ aufschreiben. Wenn jene Zeit, in der ich zu wach-

zem Leben zu erwachen und erharren begann, hundert Jahre her sein wird — sollt Ihr es lesen oder eure Nach- kommen.“

Siebzehn Jahre war ich alt — es war im Sommer 1807 —, als ich Malte von Haders zum ersten Male sah. Auf einer sehr stillen Hochzeit der Cousine Eugenie mit einem blut- jungen Leutnant, Malte von Haders war auch Leutnant in einem Grena- dierregiment, und wir sahen bei Tisch zusammen, langten miteinander und süßelten, daß wir füreinander be- stimmt waren. Aber gesprochen ha- ben wir darüber nicht, auch nicht beim Abschied — wir wußten es ohne Worte. Er hat mich um ein Weiden aus meinem Kranz, das habe ich ihm gegeben.

Ich war den Abend so glücklich, wie noch nie. Aber, kaum heimge- kehrt, gab es ein kaltes Sturzbad auf meine Hochzeit und Brautjung- ferinnen. Vater mochte mir bittere Vorwürfe, daß ich Franz Lehnhardt zu wenig beachtet hatte. Franz Leh- hardt war Kaufmann, der Sohn von Vaters bestem Jugendfreund und hier in einem großen Bankhause tätig. Er wollte bald ein eigenes Geschäft grün- den, es hieß, sein Vater sei sehr reich. Ich war immer harmlos freund- lich zu Franz Lehnhardt, er kam oft zu uns, aber ich hätte nie daran ge- dacht, daß er mich heiraten wollte. Vater sogte es mir und schalt, daß ich so gefühllos und herzlos einem Manne gegenüber gewesen, der mich so liebe! Ich war wie erstarrt, ich durfte ja nie irgend etwas anderes denken, als Vater und Mutter für gut fanden, aber daß sie mir vor- schreiben sollten, ich solle nun mit einem Male Franz Lehnhardt lieben, das konnte ich ihnen nicht zugeben.

„Frage Mutter, du wußt ihn lie- ben“, dennerte mein Vater und schlug mich der Faust auf den Tisch, daß die Kerzen fast verlöschten.

„Wie kann ich auf Befehl lieben?“, fragte ich, so ruhig ich konnte.

„Liebe erwidert Gegenliebe“, versetzte meine Mutter, die niemals wagte, ih- rem heftigen Gatten zu widerspre- chen. Vater aber sogte mit seiner eifri- gen Ruhe, die so fürchterlich war, weil man genau wußte, daß er das, was er in dieser Ruhe sogte, durch- setzte um jeden Preis: „Du brauchst Lehnhardt nicht zu lieben, aber du wirst ihn auf jeden Fall heiraten.“

Ich ließ zu Mama, ich fühlte ihre Hände, ich bat, ich flehte, ich wollte mich Papa zu Füßen werfen — aber es war alles vergebens. Es hieß, auch bei der Mutter: „Kinder müssen gehorchen, du mußt Lehnhardt heira- ten, er hat um dich angehalten. Er wolle schon nicht, daß du auf diese Hochzeit gehst. Mama wolle dir diese Augenvergnügen nicht nehmen. Nun hat Lehnhardt doch recht gehabt, die Reutnants und ihre Uniformen haben dir Kopf und Sinn verdrängt — ein Leutnant — in dieser schlimmen Zeit — wach eine jammervolle Zu- kunft — dagegen ein reicher Kauf- mann, ein Mann, der dir jeden Wunsch erfüllt, in dessen Haus nie Sorgen und Leiden werden.“

Ich sogte, ich wußte kaum, wo ich den Mut dazu hernahm: „Aber du bist doch auch Beamter, Vater — lieber Vater, ich will ja gar nicht heira- ten, ich bin ja noch so jung, laß mich doch bei euch bleiben.“

„Gerade, weil du noch jung bist, gewöhnst du dich leichter in andere Verhältnisse, du mußt im übrigen Lehnhardt heiraten, weil ich ihm mein Ehrenwort gegeben habe, daß du seine Frau wirst, weil ich, der Ge- heime Hofrat Clemens Feilwig, mein Wort nicht breche und weil ich diesem Lehnhardt Dank schuldig bin.“

Ich versuchte es noch bei meinem Bruder, Conrad kam just dazu, als wir noch unterhandelten, ich bat: „Conrad, hilf mir“, aber Conrad stand zu den Eltern. Mit sanften, schmeichelnden, gültigen Worten er- zählte er mir, wie Lehnhardt mich liebe, wie er mich auf Händen tragen wür- de — ich habe zu spät erfahren, wes- halb Conrad zu den Eltern stand: Lehnhardt bezahlte seine ihn drücken- den, nicht unbeträchtlichen Schulden, Lehnhardt gab eine Hypothek auf Vaters Haus in Berlin, daß es nicht in Zwangsversteigerung verkauft wür- de.“

Ich war drei Monate verlobt, Franz Lehnhardt war freundlich und lieb zu mir — dann wurden wir im Dom getraut und bezogen eine Woh- nung in der Breitenstraße, wo Leh- hardts Geschäft war. Ich dachte nichts, ich fühlte nichts, ich ging wie betäubt durch die Zeit — und mein einziger Trost war mein Sohn, der Woldemar, den ich nach einem Jahr im Arm hielt. Vater, Mutter und Conrad waren gut mit mir, Franz Lehnhardt auch, aber er war mir fremd und fern, und fremd waren mir die Meinen geworden. Woldemar und seine Pflege waren mein Trost in dieser schweren Zeit. Ich konnte den Zwiespalt nicht überwinden, ich sollte glücklich sein und war so trost- los, so ratlos, so verzweifelt. Und dann — Woldemar war zwei Jahre alt, kam der Zusammenbruch — kam das Ende.

Franz Lehnhardt hatte niemals die großen Mittel besessen, mit de- nen er sich meiner Eltern Verehrung erschließen, mit Täuschung und List sein kleines Vermögen als vielmal größer scheinen zu lassen — binnen drei Jahre war alles verbraucht — wir waren arm — ganz arm. O diese Stunden qualvoller Not! Nie werden sie ausgelöscht sein aus mei- nem Gedächtnis. Alles umfonkt! Alles dem Schein der Lüge geopfert! Lehnhardt nahm in Stettin eine Stellung in einer großen Schiffreederei ein, ich mußte mit Woldemar zu den Eltern ziehen. Ich tat es nicht gern, aber wo sollte ich hin! Und die Zeiten waren schwer. Vater war jetzt außer Dienst, oft ha- lten wir nicht genug für den näch- sten Tag, alle Vergegenstände wur- den verkauft und verpfändet. Mein Tag verging, an dem ich nicht das Gedächtnis mir ablegte: Nichts über die Wahrheit. Der Mü- ge, dem Schein war ich geopfert wor- den. Lehnhardt schrieb selten, er fühlte wohl seine Schuld, aber er war zu feige, sie einzugehen. Er wollte auch nur über Woldemars Ergehen hören, und davon berichtete ich ihm. Einmal hatte ich das Wort „Schwei- dung“ ausgesprochen und diesmal hatte Conrad mich unterrichtet, aber Vater und Mutter erklärten: Um Gottes willen — keine Scheidung — eine geschiedene Frau, wach schwarzes Schicksal! Meine Kraft zum Kampf war er- löscht. Ich fand nur noch wortloses Gebet um Frieden. Im Dezember 1812 — wir mach- ten gerade ganz bescheidene Zurißtun- gen zum Weihnachtstest — kam eine enorme Nachricht aus Stettin: Franz war, die Ledarbeit auf einem Schiff beauftragt, in die Oder ge- stürzt und dabei einem Herzschlag er- litten. Denn man hatte ihn sofort ge- retet. Sein Grab hat er in Stetin gefunden. Ich habe es nie ge- sehen. Ich lebte weiter von einem Tag zum andern still meinen häuslichen Pflichten, meinen Pflichten für Wol- demar. Ich hoffte nichts mehr für mein ferneres Leben — und war doch noch so jung! Ich konnte keine Pläne fassen, konnte mich nicht auf- lassen, auch nicht, als Vater starb. Und dann kam der Sturm — dann kam die große Zeit, da jedes einzel- ne Schicksal so klein und nichtig schien gegen die große Sache, die man er- lebte mit lebenden Augen: wie ein Volk aufstand zu seiner Befreiung von jahrelangem Dru. Trotz seiner Armut! Ich lebte weiter von einem Tag zum andern still meinen häuslichen Pflichten, meinen Pflichten für Wol- demar. Ich hoffte nichts mehr für mein ferneres Leben — und war doch noch so jung! Ich konnte keine Pläne fassen, konnte mich nicht auf- lassen, auch nicht, als Vater starb. Und dann kam der Sturm — dann kam die große Zeit, da jedes einzel- ne Schicksal so klein und nichtig schien gegen die große Sache, die man er- lebte mit lebenden Augen: wie ein Volk aufstand zu seiner Befreiung von jahrelangem Dru. Trotz seiner Armut! Ich lebte weiter von einem Tag zum andern still meinen häuslichen Pflichten, meinen Pflichten für Wol- demar. Ich hoffte nichts mehr für mein ferneres Leben — und war doch noch so jung! Ich konnte keine Pläne fassen, konnte mich nicht auf- lassen, auch nicht, als Vater starb. Und dann kam der Sturm — dann kam die große Zeit, da jedes einzel- ne Schicksal so klein und nichtig schien gegen die große Sache, die man er- lebte mit lebenden Augen: wie ein Volk aufstand zu seiner Befreiung von jahrelangem Dru. Trotz seiner Armut!

ellen schrieb er, wenn er fort- ritt — es mochte Monate, mochte Jahre dauern — pöpslich, unerwartet, unvorbereitet war er wieder da! Ich hatte in all diesen Jahren, die schwe- rer waren, als irgendjemand ahnt, nichts gehofft, er würde einmal kommen voll Reue über sein verfehltes Leben; aber wenn er kam, war er, nach einigen Tagen größter Abspan- nung, immer heiter, immer froh, so als sei nie etwas zwischen uns ge- treten, als komme er aus den geord- neten Verhältnissen. Nie ein Wort des Bedauerns, nie ein Wort der Reue über verlorene Zeit, auch nicht, als Gerhards Laufbahn als Offizier eine glänzende ward. In dem war ein Mann mit eisernem Willen, mit festem Mut, mit klarer Tatkraft auf- gewachsen. Welche bangen, trostlosen Nächte habe ich durchgemacht! Gequält, angepinnt von dem Gedanken: „Dein ist die Schuld, daß Woldemar ver- loren ging!“ Und doch, wie ich auch nachdachte, er war genau so erzogen von mir, wie Gerhards. War er auch das Kind des ungeliebten, mir von der Eltern Gebot aufgegebenen Mannes — in der furchtbaren Dual dieser jammervollen Ehe war er ja mein Trost gewesen, meine Hoffnung, war er es, dem ich alle Liebe meines Herzens gab. Denn die Liebe für die Eltern, die ich — neben der unbe- dingten Unterordnung unter ihre Ge- bote — doch für sie gefühlt, war doch erloschen, es war nur allein das Gefühl der Kinderpflicht in mir geblieben, als ich zu ihnen zurückkeh- ren mußte.

Als Gerhards den Abschied nahm, 1808 nach dem Feldzug, weil er von seiner schweren Verwundung bei Kö- niggrätz sich nicht wieder so weit er-holen konnte, um Offizier zu bleiben, und nach Pettenhagen zog mit seiner lieben Frau und seinen Kindern, von denen Malte, der Älteste, mir so be- sonders nahe steht, weil er meines Maltes Züge trägt, da habe ich die Eisenringe verschlossen. Die Zeugen einer eisernen Zeit, die auch aus einer unselbständigen, unzweifelhaften Frau eine selbständige, selbstfindende Frau gemacht hat, welche vieles ge- lernt hat — vor allen Dingen aber eins: das Ueberwinden!

Heute, da die Erinnerung an jene Zeit wieder aufgelebt ist — nicht nur vor meinem geistigen Auge, sondern im ganzen Volk — heut hält man mehr vom Schimmer des Goldes, als das Gold wird eine noch viel größere Macht werden. Man wird nicht ver- gessen, daß man es einst — gern und freudig! — für Eisen dahingab. Wird eine solche eiserne Zeit wohl je wie- derkehren? — Jedenfalls sollen in meiner Familie, solange ein Haders oder eine Haders lebt, die Eisenringe verwahrt werden, weil sie die Er- mahnung sind der Urhader der Ha- ders zu neuem Leben. Gold gab ich für Eisen.“

Mit fester Stimme hatte Großvater Malte zu Ende gelesen, nur einmal hatte sie geschwankt, als Urhader von ihm, dem Ältesten ihres Gerhards schrieb — daß er Maltes Züge trü- ge.

Unsere Blinde richteten sich auf das Gelblich, das die Urhader in ihrem spä- teren Lebensalter zeigte; es war, als wenn mit den Worten, die sie auf- geschrieben, diesem schlichten, keuschen Lebensbekenntnis, sie wirklich die Jh- rigen grüßte.

Tertius gaudet.

Humoreske von G. Hambruch.

Woldemar Semmelmann, der Dichter, grübelte. Ein Verleger hatte ihm endlich den Gefallen getan, den Gedichtband „Sterne und Stei- ne“ für fünf schöne, blaue Lappen drucken, in Zelluloidbündel binden und mit Goldschnitt versehen zu lassen. Das war ihm ein Anfang, aber bis zu den Füßen der Ruhmesgötin waren doch noch verschiedene Stufen zu erheben. Eine weitere zwar war noch die gönnerhafte Bekröpfung des heimatischen „Gebirgsboten“ gewesen, der dem hoffnungslosen Sohne der Stadt ein ausfühliches Feuilleton gewidmet hatte, ihm mit Venau und Ostwald Falke verglich und ihn ent- schieden über Jakobus Schnellpfe- ters Delatendium stellte. Dieses herrliche „Geld auf den Weg!“ hatte Woldemar Semmelmann entchieden das Rückgrat gestärkt, ihn aber fei- neswegs rasten lassen, was bekannt- lich gleichbedeutend mit ruhen ist.

Die Sache wußt! sogte sich der bleiche Grübler und ging zu dem einen der beiden einsigen und sich daher nicht allzu rosig gegenüber- stehenden Buchhändler der Stadt, zu Ebmeier, um von ihm eine nach aus- sehen hin „frisiert“ Einladung für einen Vorleseabend zu erwirken. Eb- meier sogte nicht nein, verlangte aber für allgemeine Kosten, als da wären: Aussäumung des Labens,

Stuhlmiete, Licht, Malate, Infe- riere — hundert Mark; Geoinn aus Bücherverkauf und Eintrittskarten sei natürlich recht und schlicht zu tei- len. Aber Woldemar Semmelmann war prinzipiell gegen jedes Entree: erstens einmal hatte er es von Hause aus wahrlich nicht nötig, und zwei- tens — das war der viel wichtigere Grund — fürchtete er nicht zu knapp, daß er sonst etwa vor leeren Stühlen die Kinder seiner Muse vor- weisen könne. Natürlich ließ er von dieser Mutmaßung nichts laut wer- den.

Befragter Abend kam, und viele Leute kamen, die meisten zwar weni- ger aus Interesse zur Lyrik im allge- meinen, als auch für Semmelmann im besondern, vielmehr aus ganz einfacher Neugier. Vielleicht gab es auch einen kleinen Standa ob sonst eine Sensation, daß man es hernach aufrecht bedauern mußte, nicht mit dabei gewesen zu sein. Aber nichts dergleichen geschah. Im Gegenteil, der Abend erledigte sich offen ge- lichen, für die meisten, recht zahlreich erschienenen Anwesenden ziemlich langweilig.

Nur einer, der nicht mit dabei ge- wesen war, verzehrte sich in eitel Keck, Nachschmuck und Kontur- reutnant: es jener andere Buch- händler, namens Schmüller. Was Ebmeier kann, macht Schmüller schon lange! sogte er sich und ging am anderen Morgen zu Woldemar Sem- melmann: ob er ihm nicht auch in nächster Woche für ein Honorar von einhundert Mark das Vergnügen eines Vorleseabends bereiten wolle; natürlich würde er die Reklame viel geschickter und amerikanischer han- deln, als sein jüngerer Kollege; Eintrittskarten zu drei, zwei, einer Mark seien selbstverständlich; auch die Kritik der benachbarten Residenz- stadt werde geladen; und den Gäs- ten müsse in den Parken Tee und Kates serviert werden. „Glauben Sie mir, junger Freund, das erhöht die künstlerische Aufnahmefähigkeit immens!“ schloß Herr Schmüller, und der junge Dichter sprach sein Amen dazu.

Mit dem jungen Semmelmann scheint doch etwas los zu sein“, meinte man in den nächsten Tagen löffelnd. „Es ist ja eine alte Tals- sache, daß einem manche Schönheit erst aufgeht, wenn sie einem zum zweiten, dritten Male nahe gebracht wird. Es ist nicht alles Talmi, was glänzt. Man soll nicht sagen, daß wir, ebenso wie Goethe einst Kleist verurteilte. Ein Organ für Lyrik muß man sich eben in unserer Zeit der Maschinen erst wieder aneignen, ebenso wie wir es verlernt haben, mit den Ohren zu wadeln. Der Kampf gegen den Materialismus. Dehmel soll ihm schon verschiedentlich geschrieben haben. Absinth trinkt er auch. Gefen Sie sich nur ja rechtzeitig auf den Bürgen reservieren. Man spricht vom baldigen Ausverkauf. Das Schütze- liche Penoniat allein kommt fünf- und dreißig Mann hoch.“

Der Abend brachte Woldemar Semmelmann in der Tat ein volles Haus, viel lauterer Beifall, einen bei- weitem größeren Verkauf seines Buches als bei Ebmeier, außerdem sogte einige schüchtern Bedrückten um ein Autogramm. Den beiden Vorle- sungen folgten in derselben Saison noch sechs weitere, jedesmal abwech- selnd in einer der beiden feindlichen Buchhandlungen. Heute ist Wol- demar Semmelmann ein in seiner Va- terstadt allgemein gefeierter Altmis- ter, dem man selbstverständlich jeden offiziellen und auch inoffiziellen Pro- log anvertraut, ganz abgesehen von dem verhältnismäßig gar nicht klei- nen Jahresgehalt honoris causa. Seine Vortragabend sind stets ausverkauft. Ja, man verlangt noch hin und wieder aus „Sterne und Sterne“ den „Lehten Schmeierling“ oder „Ruh's wieder lenzen will...“ als altbekannte „Schlager“, obgleich die Buchhandlung von Ebmeier, die so schlawu war, sich sämtliche Verlags- rechte des Dichters durch Generaler- trag zu sichern, inzwischen schon fünf weitere, gar nicht so dünnleibige Werke herausgebracht hat. So blieb, dank dieses wüthigen Konturrenz- dampfes, unserm Helden der sonst so schwere Weg seiner Reimfolgen gänzlich unbetannt; seine einzige Re- daktion war so unliebswürdig, ihm Manuskripte zurückzuschicken, eben weil er ihr niemals solche anjubelten- gewungen war. Doch, schöne Le- ferin, komme ja nicht auf den Ge- danken, Woldemar Semmelmann im Konfessionskriterion aufsuchen zu wollen — für derartig unheilbare Dilettanten ist da noch immer kein Platz.

— Pappermäuten. — Eischen: „Ach, Mama, wo ist denn das schöne Piano?“ Mama: „Das hab' ich als Ange- binde fürs kleine Schwesterchen be- kommen.“ Eischen: „Da hat es der Storch wohl gleich mitgebracht!“ — Nicht aus der Fassung zu bringen. Betrunkener (singt): „Was kommt dort von der Höhe, was kommt dort von der Höhe!...“ (In diesem Augenblick fällt ihm ein Ziegelstein auf den Kopf. Es ist 'n Ziegelstein, es ist 'n Ziegelstein, 's ist ein lederner Ziegelstein...“

Auch eine Junggefallenfrage. Hat der Kongreß der Ver. Staaten eine Zukunft? Keine Wite bezüglich unserer un- verhandelten Mimenstufen sollen hier- gefassen werden; sondern diese Zellen führen nach dem berühmten Sommer- heim und Brut-Platz der Sechunde auf den Peilboon-Inseln. Diese Ge- fassen betamlich zu unserm alab- trionischen Befehl; und was aus ihnen Pelzrobber-Herden den Vereinigten Staaten schon zugeflossen ist, daß richt nur den ganzen Preis, der sei- nerzeit für die Erwerbung Alaska gezahlt wurde, sondern geht sogar noch um 3 Millionen Dollars darü- ber hinaus.

Aber wir haben jetzt eine becom- mende Robben-Junggefallen-Frage, we- nigstens nach der Behauptung meh- rerer Sachverständigen, welche sagen, unser Kongreß habe mit seinen Maß- nahmen zum Schutz dieser Tiere vor Ausrottung sich schließlich ver- gelpottiert und die Interessen der Hilfsquellen-Erhaltung geradezu ge- schädigt. Dies soll er mit dem Ge- schluß getan haben, auch für die „Junggefallen“ der Robben eine ab- solute Schonzeit auf fünf Jahre zu verfügen.

Das Familienleben dieser Robben wurde schon bei einer früheren Gele- genheit eingehend geschildert. Die härtesten männlichen Pelzrobber oder Wullen, mit den furchtbaren Jäh- ren, halten sich auf dem genannten Eilande (anberwärts kommen nur noch unbedeutende Herden Pelzrob- ber vor) für sich, die jüngeren Bullen, sich ihre eigene Junggefallen- Quartiere einzurichten. Bis zum Jahre 1879 wurden nur überführ- liche Junggefallen auf den Inseln wegen ihrer Felle getötet, während die Kühe ungehört ihre Jungen zur Welt bringen und nähren konnten. Dann kamen die Jahre der ver- höhnischen Robben-Jagd auf der Höhe, wo meistens Kühe getötet wurden, wobei auch die ungeborenen Jungen umkamen, oder die gebo- renen auf den Inseln verhungerten. Es entwickelten sich internati- onale Streitigkeiten, und schließlich kam es zu Verträgen. Da das Ge- biet einer völligen Ausrottung nicht wich, so einigten sich 1911 die Ver- einigten Staaten, Rußland, England und Japan dahin, daß auf 15 Jahre die höchste-Robbenjagden abso- lut aufhören sollten. Das Leben von Junggefallen auf den Inseln (auch auf den russischen Commander- Inseln) dauerte fort, und die Ver- einigten Staaten und Rußland überließen Japan und England je 15 Prozent der gewonnenen Felle.

1912 nahm unser Kongreß eine Vorlage an, welche auch das Leben aller Männe in unterlag. Der Senat wollte diese Sperre sogar auf die ganzen 15 Jahre ausdehnen, was eine zweifelhafte sofortige Kündigung des Vertrages seitens Englands und Japans und das Wiederaufleben der gefährdeten höchste-Robbenjagden zur Folge gehabt hätte schließlich einigten sich beide Häuser auf jährli- che Sperre. Hiergegen nun protestie- ren der bekannte Dr. David Starr Jordan und George A. Clark, der Sekretär der Pelzrobber-Kommis- sion, höchst eindringlich!

Dr. Jordan sogt, lebendig seien die überführigen Junggefallen (schlamm, als nutzlos, während die Haut jedes toten 340 im offenen Markte wert sei. Er und Herr Clark berechnen, daß bei Durchfüh- rung der Sperre im Jahre 1917 30,000 Bullen vorhanden sein wür- den; sie sagen voraus, daß Tausen- de von Seelings-Robben auf den überführten Brutstätten während des Kampfes zwischen den Familien- Bullen und den Junggefallen erstickt und totgerampelt würden!

Dazu kommt noch etwas. Bisher: Ländchen die entkäuerten Kadaver der Junggefallen (nur wenige Eingebore- ne benutzen Robbenfleisch als Nah- rungsmittel) die Haupt-Nahrungs- Versorgung für den Laifuß, dessen Ausbeutung ebenfalls bedeu- tende Wichtigkeit auf diesem Eilande erlangt hat, und dessen Felle so wert- voll ist, wie das der Pelzrobbe. Herr Clark fand letzten Herbst beim Be- such dieser Inseln, daß die Brutstät- te ohne Robben-Kadaver waren, und die Blausüchte sich gegenseitig auf- trafen, wußte natürlich allemal ein 340-Fell verloren war! Die Behauptung, daß die Tötung der Robben- Junggefallen die besten Fortpflanz- ber Gattung befähigen, wird von beiden Herren für grundlos und be- reits durch die Tatsachen widerlegt erklärt.

Darnach wäre jene Sperre alles andere eher, als eine Hilfsquellen- Erhaltung! So sehr schnell geht es aber mit der Wieder-Aufhebung des Sperre-Gesetzes wohl nicht.

In Schweizingen (Sch- ringen) erzählten zwei Gäste einem Wirt, um sein Haus (schönen Diebe. Der Wirt holte sein Gewehr, und die beiden Gäste verstanden sich im Haus, um den Wirt zu rufen. Dieser glaubte Einbrecher zu sehen und sogt, er traf einen der Gäste ins Herz, so daß er tot zusammenbrach.